



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schurtz, Heinrich: Die Tierfabel : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Tierfabel

Von Heinrich Schurz (in Bremen)

(Schluß)



ehr mit Unrecht hat man die Seelenwanderung für eine besondere Eigentümlichkeit des indischen Religionsystems erklärt; in Wirklichkeit fehlt diese Anschauung keinem Volke der Erde. Auf keinem Gebiete der Vorstellung hat die menschliche Phantasie so früh und so üppig gewuchert wie auf diesem, und die verschiedensten Ideen, die sich an und für sich gegenseitig ausschließen müßten, erscheinen nebeneinander, allenfalls notdürftig gerechtfertigt durch die weitere Annahme, daß die Seele nach dem Tode in mehrere Teile zerfalle, die nun ein verschiedenes Schicksal haben; während ein Teil in den Nachkommen fortlebt, wohnt vielleicht ein anderer in dem Ahnenbilde, das dem Verstorbenen errichtet wird, ein dritter wandert nach dem Totenreiche, ein vierter treibt sich gespenstisch in der Nähe der alten Wohnstätte herum. Vor allem aber ist die Verwandlung in Tiere beliebt, nicht nur bei den jetzigen Naturvölkern, sondern auch bei unsern Vorfahren; neben höher entwickelten Anschauungen über das Schicksal der Seele, neben dem Glauben an die Wonne Walhallas oder die Schrecken des Reiches der bleichen Höl haben sich die Ideen der Seelenwanderung mit merkwürdiger Zähigkeit behauptet. Noch heute sieht der abergläubische Tiroler in den Kröten arme Seelen und hütet sich, sie zu verletzen; in dem Märchen vom Nachhandelbaum wird der ermordete Knabe zum Vogel und rächt seinen Tod, und die von dem grausamen Bischof Hatto verbrannten armen Leute verwandeln sich in Mäuse, die nun ihren Peiniger verfolgen und töten. Was bei uns nur in Nachklängen erhalten ist, steht anderwärts noch in voller Blüte: der Bewohner des indischen Archipels sieht in den Krokodilen, der Melanesier in den Haifischen die Seelen seiner Vorfahren, und nur im Notfall, allenfalls um eine besondere Schandthat dieser lieben Verwandten zu bestrafen, entschließt man sich, sie zu töten. Anderswo sind es die Schlangen, in denen man die Seelen der Verstorbenen vermutet; Reste dieser Vorstellung sind auch bei uns noch zahlreich erhalten. Selbst eine Spur des vollständigen Kreislaufs der Seelenwanderung haben wir in der altbekannten, anscheinend so kindischen Erzählung

vom Storch, der die Kinder oder vielmehr die Seelen aus dem Teiche oder Brunnen holt, wo sie offenbar in Tiergestalt verweilen und der Wiedergeburt harren.

In festere Formen werden diese Anschauungen durch den sogenannten Totemismus gebracht. Da man diese merkwürdige Organisationsform zuerst bei dem Indianerstamm der Irokesen wahrgenommen hat, so hat sie ihren Namen von dem irokesischen Worte Totem, das so viel wie Wappen- oder Geschlechtstier bedeutet, erhalten. Allmählich aber hat sich herausgestellt, daß sich der Totemismus auf der ganzen Erde findet und vielleicht keinem Volke — auch unsern Vorfahren nicht — völlig fremd geblieben ist. Das ist um so merkwürdiger, als es sich hier durchaus nicht um einen bloßen Tierkultus handelt, sondern um eine eigentümliche Familien- und Stammesorganisation, die eng mit mütterrechtlichen Ideen verknüpft ist.

Ein Stamm, der totemistischen Anschauungen huldigt, zerfällt in eine Anzahl mütterrechtlich organisirter Geschlechter, deren jedes ein bestimmtes Tier (ausnahmsweise auch eine Pflanze, ein Gestirn und dergleichen) als seinen Stammvater und sein Symbol verehrt. So nannten sich die irokesischen Geschlechter nach dem Bären, dem Wolfe, der Schildkröte, dem Wiber, dem Reh, der Schnepfe, dem Reiher und dem Falken; jeder der sogenannten Nationen oder Stämme, in die das irokesische Volk in politischer Hinsicht zerfiel, gehörten Familien aus sämtlichen dieser totemistischen Geschlechter an, sodaß z. B. ein Krieger der Seneca zu den Wölfen oder den Bären, den Wibern oder den Falken gehören konnte, während sein neben ihm kämpfender Kamerad und Stammesgenosse vielleicht ein ganz andres Totem verehrte. Diese totemistischen Geschlechter haben sich offenbar beim Zerfall der Horde in mütterrechtliche Familien erst gebildet, indem diese neue Organisationsform durch die mit der Seelenwanderung zusammenhängenden Ideen einen festern Halt erhielt; während sie aber im Innern auseinanderfiel, blieb die Horde nach außen als politisches Gebilde durchaus lebenskräftig, und so erklärt es sich wohl, weshalb diese anscheinend so merkwürdige und verwickelte Umbildung doch fast bei allen Völkern der Erde als Übergang zur patriarchalischen Familie wiederkehrt. Wir finden deutliche Spuren des Totemismus bei den Israeliten wie bei den Ariern, bei zahlreichen Negerstämmen, bei den Australiern und den Indianern, und wo er zu fehlen scheint, darf man doch vermuten, daß er in älterer Zeit bestanden habe. Bei manchen Völkern rückt im Laufe der Entwicklung auf diese Weise ein Tier in die Reihe der eigentlichen Götter ein und tritt als Welterschöpfer auf, wie der große Hase bei den Indianern, der Rabe bei den Bewohnern der Nordwestküste Amerikas, die Heuschrecke bei den Buschmännern; andrerseits sinken natürlich manche Geschlechtstiere bei dem allmählichen Erlöschen des Totemismus zu bloßen Wappen und Symbolen herab. Wie nun eine derartige Anschauung, die die Verwandtschaft des Menschen mit der Tier-

welt in ein festes System bringt, die Entstehung der Tierfabeln begünstigen mußte, ist leicht zu verstehen. Zum Teil erklärt sich hieraus die Neigung, ganze Tierklassen zu einer typischen Gestalt zu verschmelzen; in den Fabeln tritt ja nicht ein Fuchs, ein Wolf auf, sondern der Fuchs, der Wolf. Das hat seinen Vorteil für die dichterische Darstellung und ist deshalb von der Fabeldichtung auch in späterer Zeit mit Entschiedenheit festgehalten worden, aber den ersten Anstoß dazu gab doch der Totemismus in Verbindung mit jener Absicht, die Eigenheiten der Tiere zu erklären. Der Wolf, der in der primitiven Fabel auftritt, ist eben kein gewöhnlicher Wolf, wie sie zu Hunderten in den Wäldern herumlaufen, sondern der Wolf, der Ahnherr der Wölfe, der Ersterfschaffne dieser Tiere und zugleich der Stammvater des Wolfsgeschlechts unter den Menschen.

Die nach Tieren benannten Geschlechter standen natürlich in engen Beziehungen zu ihrem Wappentiere. Gejagt oder gar gegessen wurde es in der Regel nicht, denn wie das Geschlecht von dem betreffenden Tiere stammte, so verwandelten sich auch seine Angehörigen nach dem Tode wieder in diese Tiergestalt, und die Scheu vor den Verstorbenen, die allen Naturvölkern eigen ist, kam ihnen zu gute. Aber auch Lebende konnten sich vorübergehend in Tiere verwandeln. Die deutsche Werwolfssage, die auf der ganzen Erde ihre Parallelen hat, hängt ursprünglich eng mit dem Totemismus zusammen. Sie war noch im Mittelalter so verbreitet, daß sie Anlaß zu einer damals sehr häufigen Bahnvorstellung Geisteskranker gab, die sich in Wölfe verwandelt glaubten und unter wildem Geheul in den Wäldern umhersehweiften. Gegenwärtig ist diese Vykanthropie kaum mehr zu beobachten, weil die ganze Vorstellungsschicht, aus der sie stammt, gewissermaßen unter den Horizont unsrer Bildung hinabgesunken ist. Wenn sich der Mensch in ein Tier verwandeln kann, so wird aber auch umgekehrt einmal das Tier zum Menschen, wie der Wolf in der japanischen Sage, der als schönes Mädchen am Wege sitzt, die Vorübergehenden anlockt und dann verzehrt.

Während nun bei den äsopischen Fabeln die totemistischen Grundideen bereits allzusehr entstellt sind, als daß sie sich noch leicht nachweisen ließen, gewinnt das deutsche Tierepos außerordentlich an Verständlichkeit, sobald wir die Spuren des Totemismus in ihm verfolgen. Das ist bisher nicht geschehen, aus dem natürlichen Grunde, weil diese Spuren nicht ohne weiteres kenntlich sind und erst dann in die Augen fallen, wenn man durch das Studium anderer Völker mit den Erscheinungs- und namentlich den Zersekungsformen des Totemismus vertraut ist. Bei den Germanen muß die alte Geschlechtsorganisation ziemlich früh zerfallen sein, denn schon von den Verfassern der Edda sind ihre Reste nicht mehr verstanden und falsch gedeutet worden, und gar zu der Zeit, wo der Reinhart Fuchs und der Isengrimus entstanden, war die Erinnerung an diese alten Zustände wohl ganz verschwunden. Wenn ich versuche, die tote-

mistischen Spuren in der deutschen Tierfabel in wenigen Worten darzulegen, weiß ich wohl, daß dieser erste Versuch keine entscheidenden Ergebnisse bringen kann, aber ich hoffe doch wenigstens zu zeigen, daß auf diesem Wege noch manches neue zu finden sein wird. Jakob Grimm hat in seiner bahnbrechenden, trotz aller Angriffe im einzelnen noch immer musterhaften Einleitung zum Reinhart Fuchs den Totemismus noch nicht berücksichtigen können und ist meiner Ansicht nach dadurch zu einer in mancher Hinsicht unrichtigen Auffassung des deutschen Tierepos und der darin handelnden Tiere gekommen.

Grimm unterscheidet in der deutschen Tierfabel, die er auf alte indogermanische Überlieferungen zurückführt, drei Hauptpersonen, den Fuchs, den Wolf und den Löwen, die als Sieger, Besiegter und Richter einander gegenüberstehen. Dabei ist ihm der Löwe, der nun einmal in den germanischen Wäldern nie gelebt hat und offenbar von außen her in das Tierepos hineingetragen worden ist, sehr im Wege. Daß diese verdächtige Figur, wie viele wollen, überhaupt den fremden Ursprung des deutschen Tierepos beweise, will Grimm nicht zugeben, und gewiß mit Recht; er hilft sich mit der Erklärung, daß der Löwe nur an die Stelle eines einheimischen Tieres getreten sei, an die Stelle des Bären. Aber leider sind die Gründe, die er für diese Behauptung anführt, recht wenig überzeugend, und die Angriffe der Gegner, an denen es nicht gefehlt hat, waren immer mit Vorliebe auf diesen schwachen Punkt gerichtet.

Grimm würde schwerlich seine Bärenhypothese aufgestellt haben, wenn er sich über die totemistische Bedeutung des Wolfs hätte klar sein können, die trotz aller entstellten Überlieferung noch immer wohl kenntlich ist. Au und für sich ist es durchaus wahrscheinlich, daß nicht nur die Germanen, sondern überhaupt alle Arier in einer bestimmten Periode ihrer Entwicklung totemistisch gegliedert waren, ja wir sind sogar imstande, die beiden arischen Hauptgeschlechter noch mit ziemlicher Sicherheit nachweisen zu können. Stammvater und Wappentier des einen Geschlechts war der Wolf, an dessen Stelle zuweilen der Hund zu treten scheint, Symbol des andern war ein Vogel, in den meisten Fällen wohl der Rabe, für den aber auch Adler, Habicht, Falke eintreten, bei den Italikern sogar der Specht. Die Abstammung der Römer von Wolf und Specht tritt ja noch deutlich in jener Sage zu Tage, die Romulus und Remus zunächst von einer Wölfin und dann von hilfsbereiten Spechten ernähren läßt. In der nordischen Mythologie sind Wölfe und Raben die unzertrennlichen Begleiter Wodans, also desselben Gottes, auf den die Völker mit Vorliebe ihre Stammbäume zurückführten. Aber es sind nicht nur seine Begleiter: er selbst schweift in Wolfsgestalt auf der Erde umher, und als Vogel durchfliegt er die Luft. Ein Adler und ein Wolf sind nach dem Zeugnis der Edda an seiner Pforte aufgehängt, echt totemistische Sinnbilder, wie sie der Indianer Nordwestamerikas noch heute an sein Haus malt oder schnitzt; Wolf und Rabe, die Verkörperungen Wodans, gelten den Kämpfenden als günstige Vorzeichen.

Vor allem tritt der Wolf in der deutschen Überlieferung hervor, sein Geschlecht scheint bei allen Stämmen das zahlreichste und mächtigste gewesen zu sein, und als die totemistische Einteilung längst zerfallen war, blieben doch die zahlreichen mit Wolf gebildeten Namen überall erhalten. Der Wolf der Tierfabel aber, das ergibt sich aus seiner ganzen Stellung, ist eine Parallele zu Wodan, diesem Stammvater des Wolfsgeschlechts, ja er ist ursprünglich eins mit ihm.

Das klingt angesichts der kläglichen Rolle, die der Wolf in der deutschen Tierfabel spielt, zunächst nicht recht wahrscheinlich. Der bössartige, gefräßige, bestenfalls dumme, überall geprellte Wolf sieht seinem glänzenden himmlischen Vorbilde, dem mächtigen Sturmgott, der sich im Laufe der Entwicklung vielfach zum obersten der Lichtgötter umbildete, recht wenig ähnlich, kaum als klägliche Parodie könnte er gelten. Aber dieses Heruntersinken zum Possenhaften steht in der Mythologie nicht vereinzelt da. In der Überlieferung der Nordwestamerikaner erscheint z. B. der Rabe bei manchen Stämmen als Welterschöpfer und Feuerbringer, bei andern nur als listiger Schlaupopf, bei noch andern gar als geprellter dummer Teufel. Gerade der Ausdruck „dummer Teufel“ oder „armer Teufel“ zeigt uns ein ähnliches Herabsinken des Fürsten der gefallen Engel, des furchtbaren Höllenherrschers bis zur kläglichsten Nichtigkeit. Die Ursache aber, die den Wolf von seiner einstigen Höhe herabgleiten ließ, hängt noch besonders eng mit dem Kulturfortschritt zusammen.

Man wird sich die Götter des ältern Germanentums nicht als besonders lebenswürdige Gestalten vorstellen dürfen, so wenig wie die Germanen der Urzeit selber. Freude am Krieg und Kampf ist ihnen allen eigen, den einen Sieg, den andern Tod und Vernichtung zu bringen, ist ihre Lust. Wodan, der raubend in Wolfsgestalt umherschweift, paßt vortrefflich zum Gotte der rohen und blutigen Urzeit. Mit der allmählichen Milderung der Sitten schwand das Gefallen an diesen Vorstellungen, die Götter wurden freundlicher und menschlicher, ihre tierische Hülle zum Symbol, im Notfalle aber half man sich mit einer Spaltung des Gottesbegriffs; die üble Seite der Gottheit löst sich als selbständige Gestalt von ihr ab und tritt nun wohl gar dem guten Prinzip feindselig entgegen. Das ist denn auch das Schicksal des Wodanswolfs. Der Gott selbst wirft das Tierkleid völlig ab, nur als Diener bleiben ihm zwei Wölfe zur Seite, die bald ganz zu symbolischen Schattengestalten verkümmern; das feindselige, grimmige Wesen des Wolfsgottes aber verkörpert sich in der Gestalt des Fenriswolfs, des Feindes der Götter und Menschen, der beim letzten Kampfe Wodan verschlingen und sich so wieder mit seiner Urform vereinigen wird. Der Wolf der Fabel hat nun dieselbe Umbildung durchgemacht, er ist diesem, der sich in dumme, Weise von den Göttern überlisten und binden läßt, durchaus parallel, und doch müssen wir ihn auf Wodan, den Stammvater des totemistischen Wolfsgeschlechts sowohl wie des Fenriswolfs, zurückführen.

Damit aber fällt Grimms Hypothese von dem Königtum des Bären. Nicht der Bär, sondern der Wolf ist ursprünglich die Hauptperson der Fabel, und wie sich unter den Himmelsgöttern Wodan und Fenriswolf gegenüber treten, so spaltet sich der Wolf der uralten indogermanischen Tierfabel in den verhassten, geprellten Wolf und den richtenden Löwen, dessen Vorbild natürlich die äsopische Fabel, die früh nach dem Norden drang, gegeben hat. Erkennen wir aber im Wolfe den Himmelsherrscher Wodan, dann ist mit einem Schlage auch die Stellung des Fuchses klar: in ihm, dem schlaunen, rothaarigen Gefellen, der als biederer Gevatter des Wolfes auftritt und ihm doch die bedenklichsten Streiche spielt, erkennen wir den durchtriebenen Feuergott Loki wieder, dessen zweifelhafte Stellung zwischen den Göttern und ihren Feinden wir aus der Edda erfahren. So ist denn auch die Niederlage des Wolfs im Zweikampf nur ein Nachklang der Götterdämmerung, der erst verständlich wird, wenn wir die Wandlungen des Wolfs in der Fabel erkannt haben.

Es mag übrigens dahingestellt bleiben, welche der beiden Figuren, Loki oder der Fuchs, der andern zum Vorbild gedient hat. Loki muß freilich, wie seine Verwandtschaft mit dem indischen Feuergott Agni lehrt, aus einer ältern mythologischen Schicht stammen, aber er scheint sich erst spät und nur im Norden zu der wichtigen Gestalt entwickelt zu haben, als die er uns in der Edda entgegentritt. Der Fuchs der uralten Tierfabel, der auch bei Äsop mit seinen charakteristischen Eigenschaften erscheint, ist demnach schwerlich Loki nachgebildet, sondern mag eher bei der Umbildung Lokis als Muster gedient haben. Während im Norden der Lokimythos entstand, entwickelte sich in Deutschland das Tierepos als Parallele.

Wenn im germanischen Tierepos die hervorragende Stellung des Wolfs in letzter Linie auf seine Eigenschaft als göttlicher Stammvater des wichtigsten totemistischen Geschlechtsverbandes der germanischen Stämme hinausläuft, so darf man wohl auch die Bevorzugung des Wolfs in der äsopischen Fabel auf ähnliche Gründe zurückführen; der allgegenwärtige *Lupus* in fabula war auch den südlichen Ariern das wichtigste und interessanteste Tier. So ergeben sich denn auch für die äsopische Sammlung die Erklärungsfabeln einerseits, die totemistischen andererseits als die ursprünglichsten, als die Grundlage der Kristallisation. Diese Grundlage aber ist verhältnismäßig klein im Vergleich zu den alles überwuchernden weitem Entwicklungsformen, die in ihrer Art vielleicht ebenso anziehend sind wie jene ersten Anfänge. Die Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes, gegebne Formen zu neuen Zwecken zu nützen, tritt auf dem Gebiete der Fabeldichtung in besonders glänzender Weise hervor, zunächst in zwei ganz verschiedenen Richtungen: erstens nämlich findet der sich entwickelnde Sinn für Wit und Komik an den Fabeln eine willkommene Ausdrucksform, andererseits werden sie zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der Rhetorik, beides nicht, ohne daß sie in ihrem innersten Wesen vielfach verändert und an Zahl unendlich vermehrt werden.

Es würde sich verlohnen, zunächst einmal einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie der menschliche Geist nach und nach den Sinn für Komik gewinnt, der übrigens bei manchen Völkern der Erde auch heute noch in äußerst geringem Grade entwickelt zu sein scheint und den Tieren vollkommen fehlt. Hier muß ich mich mit wenigen Andeutungen begnügen, die freilich, da über diese Fragen vom Standpunkte der Völkerkunde bis jetzt so gut wie nichts geschrieben worden ist, nur einen vorläufigen Wert beanspruchen können. Wie mir scheint, ist die Freude des Menschen am Witz keine ursprünglich einheitliche Empfindung, sondern stammt aus zwei durchaus verschiedenen Quellen, denen wir auch bei den Tieren begegnen, nämlich dem Hohn oder Spott und dem harmlosen Spiele. Den Hohn charakterisirt man wohl am besten als den triumphirenden Ausbruch eines Bewußtseins der Überlegenheit; seine starke Zumischung zu vielen Späßen und Scherzen ist ganz unverkennbar. Daß z. B. jemand einen Stoß erhält und auf die Nase stürzt, genügt vielen einfachen Gemüthern schon als Anlaß eines herzlichen Gelächers, selbst unzählige Späße der Witzblätter drehen sich um irgend einen Hineinfall, der den Betroffenen ärgert und gerade deshalb die andern freut. In verfeinerter Form genießen wir bei bessern Witzgen das Gefühl geistiger Überlegenheit, die Freude an der plötzlichen Einsicht in etwas Verkehrtes, Ungereimtes oder Mißlungnes. Andererseits entsteht der Scherz aus dem Spiele, das ja auch die Tiere kennen. Zwei junge Katzen oder Hunde, die anscheinend wild mit einander kämpfen, ohne sich doch gegenseitig Schaden zufügen zu wollen, treiben im Grunde ganz in derselben Weise Scherz wie ein Kulturmensch, der einem Freunde unter der Hülle irgend einer unangenehmen Sendung eine freudige Überraschung bereitet. Aus Hohn und Scherz heraus erwächst die eigentliche Komik, die im Humor endlich ihre schönste und reinste Blüte erreicht.

Inwiefern der Spott und die Komik in der Fabel eine günstige Ausdrucksweise finden konnten, darauf deutet schon einer der angeblichen Lebensumstände des Aesop. Er soll ein Sklave gewesen sein, also einer Menschenklasse angehört haben, die, aller Rechte beraubt, ihren Halt nur noch in dem Gefühle geistiger Überlegenheit über ihre Herren zu finden vermochte; dieses Überlegenheitsgefühl aber äußerte sich seiner Natur nach am freiesten im Witze, der sich unter der Hülle der Fabel ungestrafter entfalten konnte als auf andre Weise. Wie leicht war es, in der Gestalt der Fabeltiere Menschen der Gegenwart mit ihren Schwächen und Thorheiten zu zeichnen, ohne daß es doch plumpere Geistern gelang, den Urheber der bissigen Vergleiche und Anspielungen zur Rechenschaft zu ziehen! Sa der geschickte Erzähler satirischer Fabeln erwarb sich neben allerlei Feinden doch auch gewiß mächtige Gönner, die ihn zu fördern und zu schützen wußten, und zu denen er in einem ähnlichen Verhältnis stehen mochte, wie die Narren des Mittelalters zu den Fürsten, deren Livree sie trugen. Es ist, wie gesagt, möglich, daß thatsächlich ein witziger Sklave namens Aesop gelebt hat, der ältere Fabeln sammelte und mit Zusätzen eigener Machte vermehrte.

Dabei werden denn auch die alten Tiergeschichten eine wichtige Umwandlung erlitten haben, und überhaupt der Charakter der Fabel zum erstenmale gründlich verändert worden sein.

Die Anfänge dieser Umbildung freilich liegen sicher viel weiter zurück. Auch die deutsche Tierfabel hat sich ja vollkommen nach der satirisch-humoristischen Seite hin entwickelt und gewiß nicht erst auf die Anregung der äsopischen Fabeln hin, und selbst die Tiergeschichten der primitivern Völker zeigen eine merkwürdige Neigung zur Komik, und zwar zu einer Komik im Sinne unser<sup>s</sup> listigen und verschlagenen Heineke Fuchs. Mit großer Vorliebe wird immer wieder dargestellt, wie ein großes, plumpe<sup>s</sup> Tier von einem kleinen überlistet, geneckt oder getötet wird, oder wie das schwächere Tier etwas vollbringt, was dem stärkern unmöglich ist. Die Neigung zu dieser Art Fabeln, die eine besondre Gruppe bilden, ist für die Entwicklung des menschlichen Geistes höchst charakteristisch und lehrreich, denn bei aller ihrer scherzhaften Außenseite enthalten diese Erzählungen doch schon einen lehrhaften Kern. Das Bewußtsein, daß die mächtigste Waffe des Menschen der Geist ist, daß er nicht hoffen darf, sich mit bloßer Gewalt der Erde zu bemächtigen, sondern nur mit List und Gewandtheit, das macht ihn geneigt, die Listen und Streiche der Tierwelt zu beobachten, nachzuahmen und in phantastischen Erzählungen zu verherrlichen. Allen Geschichten dieser Art lauscht er besonders gern, sie gehen von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, bis sie fast ein Gemeingut der Menschheit sind. Der pfiffige Streich, womit der langsame Swinegel den schnellen Hasen im Wettlauf besiegt, ist den Negern am obern Nil in wenig veränderter Form bekannt, und die Geschichte vom Löwen, den eine Maus aus dem Neze des Sägers befreien muß, kehrt überall wieder.

Auch bei dieser Art der Tierfabel liegt natürlich eine vergleichende Anwendung auf rein menschliche Zustände sehr nahe, obwohl sie ursprünglich nicht beabsichtigt war. Wer sich schlauer dünkt als andre, sieht sich selbst in dem klügern und erfolgreichern der Tiere vorgebildet, und besonders wird es den gebildeteren, in allen Kniffen und Pfiffen erfahrenen Bewohnern der großen Städte immer nahe gelegen haben, die Spitze der Fabeln gegen die umwohnenden einfachen und beschränkten Bauern zu kehren, dadurch der eignen Überlegenheit sich bewußt zu werden und von diesem angenehmen Standpunkte aus immer neue satirische Geschichten zu erfinden. Der Großstädter hat von jeher diese Neigung gehabt; nicht nur der moderne Berliner liebt es, harmlose Provinzialen aus Kyritz und Pyritz in ihrer hilflosen Verwirrung gegenüber den Wundern der Weltstadt zu belächeln, schon der gutmütige Hans Sachs fühlt sich den Bauern gegenüber als höherstehender Bürger Nürnbergs und ist in seinem Spotte schonungslos und ungerecht. Im Altertum mögen besonders die Bewohner griechischer Pflanzstädte in halbbarbarischen Gegenden ihre Gottähnlichkeit gegenüber dem plumpen Landvolk gefühlt haben, und die einmal vor-

handne Kunstform der Fabel bot willkommene Gelegenheit, die Ironie unter leichter Hülle zu verstecken. Für die äsopische Fabelsammlung ist ein Zufluß dieser Art geradezu nachgewiesen; es sind die sybaritischen Erzählungen, entstanden in der einst blühenden, durch ihre Üppigkeit berühmten süditalischen Pflanzstadt Sybaris, an sich wahrscheinlich ein Gemisch von Anekdoten, zynischen Späßen und Fabeln, von denen die geeignetsten in die äsopische Sammlung aufgenommen worden sind und auch ihrerseits den ursprünglichen Charakter der Tierfabel entstellten haben. Im allgemeinen mögen die sybaritischen Erzählungen in einem ähnlichen Verhältnis zu den älteren Fabeln gestanden haben, wie in Deutschland der Till Eulenspiegel zum Heineke Fuchs.

Andre Bereicherungen und Umbildungen erhielt die Tierfabel durch die despotisch regierten Völker des Orients, die gewiß auch ihren Beitrag zur äsopischen Sammlung gestellt haben. Bei ihnen war von dem überlegnen Selbstgefühl hellenischer Bürger nicht die Rede; für den Klugen und Ehrgeizigen gab es nur eine Stelle, wo er sich zur Geltung bringen konnte, das war der Hof des Königs. So wurden denn auch die Tierfabeln zu Parallelen des Hoflebens, ja zu Lehrbüchern höfischer Ränke. Die Tiere selbst haben einen König, der einen prunkvollen Hof hält und seine Vasallen um sich versammelt; und da sich diese Königsherrschaft aus dem Orient hereschreibt, so ist es kein Wunder, daß überall und selbst in der deutschen Tierfabel der Löwe als König der Tiere hervortritt.

Die letzte Umbildung der Fabel und damit der Anfang ihres Untergangs fand statt, als sie zu rein didaktischen Zwecken verwendet wurde, als nicht mehr die Moral der Fabel wegen, sondern die Fabel der Moral wegen davor. Das war der Tod für allen dichterischen Zauber, der allenfalls der Fabel noch anhaftete. Die Fabeln dagegen, die nicht für die Schule eingefangen wurden und sich im Volke und mit dem Volke entwickelten, haben noch heute ihre alte Frische und ihren geheimnisvollen Reiz bewahrt, nur nennt man sie nicht mehr Fabeln, sondern Märchen. Die rein moralische Fabel dagegen, an deren Schluß der Schulmeister mit erhobnem Zeigefinger erscheint, ist trotz aller künstlichen Belebungsversuche elend zu Grunde gegangen, und mit Recht.

Nun ist freilich die Neigung, am Schluß einer Fabel etwas zu moralisieren, nicht erst entstanden, als den jungen Athenern die äsopische Sammlung als Übungstoff ihrer ersten Lehrjahre in die Hand gegeben wurde, sie entspringt von selbst aus dem Wesen der anekdotenhaften Fabel. Auch im Märchen wird der Bösewicht bestraft und der Gute belohnt, aber freilich mehr, um einen beruhigenden Schluß zu gewinnen, als um eine Sittenlehre einzuschärfen. Die Fabeln, in denen irgend eine besondere Eigenheit eines Tieres erklärt werden soll, zeigen oft schon das Bestreben, ein Gebrechen als Folge einer Schuld aufzufassen; in ganz ähnlicher Weise führen die Volkssagen, die vom Unter-

gange gewisser Städte berichten, das Ereignis immer auf die Sündhaftigkeit der Bewohner oder einen besondern Frevel zurück. Es ist auch hier das Suchen nach der Ursache, das so vielen Fabeln ihren Ursprung gegeben hat, nur daß in diesem Falle die Ursache nicht mehr in Außerlichkeiten, sondern auf dem sittlichen Gebiete gesucht wird.

Was aber auf griechischem Boden die Umbildung der Fabel zur lehrhaften Erzählung vor allem begünstigte, war der Umstand, daß sich die Rhetoren ihrer bemächtigten und sie in jener merkwürdigen Zeit der griechischen Verfassungskämpfe, die schließlich fast überall mit dem Siege der republikanischen Staatsform endete, als Beispiel und rednerische Waffe fast im Übermaße verwendeten. Das Nachdenken über politische Fragen war den Hellenen der ältern Zeit sicher noch nicht entfernt so geläufig wie etwa dem Athener des perikleischen Zeitalters. Es mag manchmal schwer gehalten haben, ihnen abstrakte Verfassungsfragen klar zu machen und sie die Vorteile des einen oder andern Gesetzes begreifen zu lassen. Da bot sich nun als vortreffliches Hilfsmittel die Fabel. Eine einzige treffende Anekdote beleuchtete blickartig die schwierigsten Probleme, und was endlose Reden nicht vermochten, vollbrachte mühelos ein gelungner Witz. Viele der vorhandenen Tierfabeln ließen sich gewiß ohne weiteres für rhetorische Zwecke verwenden, und als der Vorrat zu Ende war, trugen die Redner sicher kein Bedenken, neue zu ersinnen, von denen dann viele ihr Glück machten und der äsopischen Sammlung zuflossen. Am bekanntesten unter den rednerischen frei erfundenen Fabeln ist übrigens nicht eine griechische geworden, sondern eine römische, die Fabel des Menenius Agrippa von dem Magen und den Gliedern, mit der er die ausgewanderten Plebejer nach der Stadt zurücklockte.

So übte sich der jugendliche Geist der Völker des klassischen Altertums an der Fabel, bis auch sie reifer zu werden und das kindliche Hilfsmittel zu verschmähen begannen. Was aber die Erwachsenen nicht mehr recht mögen, das fällt in der Regel, wenn es nicht von allzu bedenklichem Stoffe ist, den Kindern zu. Die Fabeln, an denen sich der unbeholfene Geist der älteren Republikaner von Athen oder Korinth ausgeschliffen hatte, schienen sehr geeignet, die Kinder in derselben Weise im Kleinen zu bilden, wie sie einst das Volk im Großen gefördert und geistig schlagfertiger gemacht hatten. So eroberte sich die Fabel freilich ein neues und letztes Gebiet des Einflusses, aber leider eins, auf dem sie notwendig vertrocknen und verkommen mußte. Es entstand das Dogma, daß jede Fabel eine Moral enthalten müsse, und es gelang denn auch, aus allen Fabeln Äsops einen Sittenspruch herauszuquetschen, der nun als Kern und Zweck der ganzen Dichtung galt, in Wahrheit aber als unorganisches Anhängsel sie gänzlich entstellte. So mußte denn die Fabeldichtung, aus ihrem natürlichen Boden herausgerissen, bald genug zu Grunde gehen. Vergebens versuchte später Babrios, die äsopische Fabel in ein glänzendes dichterisches Gewand zu hüllen, und noch weniger gelang es dem trocknen

Phädrus, auf diesem Wege die dahinsiechende Kunstgattung zu retten. Das Lehrhafte, woran beide Dichter festhielten, widerstreitet allzusehr dem innersten Wesen der Dichtkunst.

Aber freilich hatte auch als Lehrmittel die Fabel noch eine Zukunft, so lange es rohere Völker gab, die sich anschickten, den Lehrgang der klassischen Völker nun ihrerseits zu durchlaufen. Die Deutschen des Mittelalters nahmen die Fabel, die ihnen in sehr entstellter, zum Teil in orientalisirter beeinflusster Form zukam, beifällig auf und bereicherten mit ihr das heimische Tierepos, das noch seine jugendliche Frische bewahrt hatte. Im achtzehnten Jahrhundert schien es gar, als ob die verkannte Fabel endlich wieder den ihr gebührenden Platz einnehmen sollte: Lafontaine machte sie durch eine Dosis witziger Geschwätzigkeit dem Geschmack seiner Zeit genießbar, und das Lehrhafte der Fabel konnte unmöglich ein Geschlecht abstoßen, das die Moral als Kern der Religion wie der Dichtung ansah, und dem noch Schiller Betrachtungen über die Schaubühne als moralische Anstalt widmete. Ihre größten Erfolge hatte die Fabeldichtung in Deutschland; hier bildete sich an ihr das beschränkte und philiströse Bürgertum, und es mag damals so manche Familie gegeben haben, deren Hausbibliothek aus der Bibel, dem Gesangbuch und Gellerts Fabeln bestand. Lessing endlich wollte den letzten Schritt thun, die antike Fabeldichtung erneuern und der neuen Kunstform eine dauernde Stätte bereiten. Aber schon war der ganze künstliche Bau wieder morsch geworden; das deutsche Volk, unaufhaltsam vorwärts gedrängt in seiner geistigen Entwicklung, warf die Fabeln beiseite wie eine kindische Fibel der ersten Schuljahre und zeigte sich reif für die Meisterwerke der Dichtung unsrer Klassiker. Wieder aber fielen die Fabeln nun den Kindern anheim, der Lehrer erläuterte an ihnen abermals gleichzeitig Grammatik und Sittlichkeit, und wer noch Lust hatte, Fabeln zu erdichten, der wandte sich lieber gleich unmittelbar an die Kinder, denn bei den Erwachsenen machte er sicher kein Glück mehr damit.

Den raschen Verfall der Fabel konnte auch der Umstand nicht aufhalten, daß sie sich im Laufe ihrer Entwicklung aufs engste mit Witz und Komik verbunden hatte. Wahrscheinlich schon im Altertum, sicher aber im vorigen Jahrhundert verdankte sie allerdings dem Witz einen großen Teil ihres Erfolgs. Die harmlosen Scherze der Gellertschen Fabeln hoben doch das deutsche Philistrium ein wenig aus seiner platten Nüchternheit heraus, gaben ihm ein Gefühl spielender Überlegenheit über den eignen dumpfen Zustand und zeigten ihm den Weg höherer und verfeinerter Kulturentwicklung. Aber der Witz ist so wenig von dauernder Wirkung wie die lehrhafte Dichtung, mit der er in seinen Erfolgen eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Das freudige Gefühl überlegener Einsicht und Kraft, das ein gelungner Witz einflößt, wirkt nur einmal mit voller Macht, um dann rasch abzunehmen. Auch der beste Witz kann schon an und für sich zu Tode geheßt werden; noch mehr aber ändert sich mit steigender Kultur das ganze Gebiet der Komik, und je mehr sich das Ver-

ständnis für feinere Wize schärft, desto weniger Freude macht die plumpere Komik der Ungebildeten. Das gilt von Einzelnen wie von ganzen Geschlechtern. Späße, bei denen die Trinkstuben des Mittelalters von brüllendem Gelächter wiederhallten, würden jetzt Mitleid oder Ekel erregen, während die Wize, an denen wir uns erfreuen, ganz abgesehen von den Besonderheiten unsrer Zeit, an unsern Vorfahren wahrscheinlich wirkungslos abgeglitten wären. Auch von Shakespeares Dramen sind ja die Wize das Sterblichste. So hat denn auch die Fabel des achtzehnten Jahrhunderts das reichlich eingestreute Salz der Komik nicht vor dem Verderben zu retten vermocht; der Teil unsers Volkes, der an der geistigen Kultur überhaupt teilnimmt, vermag sich für die Scherze Gellerts oder Hagedorns nicht mehr zu begeistern. Wenn freilich Lessing, der dieses Schicksal der geschwägig-witzigen Fabeldichtung voraussehen mochte, den Scherz überhaupt aus der Fabel verbannt und äsopische Kürze und Einfachheit angestrebt wissen wollte, so beschleunigte er nur den unvermeidlichen Untergang. „Der bedeutendste Versuch, sagt Diestel in diesem Sinne sehr schön, jene einst um des Lehrhaften und Wunderbaren willen so hochgepriesene Gattung in vollkommenster Reinheit herzustellen, führte zu einem erschreckenden Resultate. Die Hand des Würdigsten entzog ihr das letzte epische Gewand, und sie stand da nicht als antike Schönheit, als dürres Knochengeriipp.“

Ein andres Los war der deutschen Tierfabel beschieden. Durch ein glückliches Schicksal war sie vor der Umbildung ins Lehrhafte bewahrt worden, ihre Naivität und damit auch ihre dichterische Kraft noch unzerstört, als sie zum erstenmale zusammengefaßt und in eine wirkliche Dichtung verwandelt wurde. An Stelle aber der aufdringlichen Lehrhaftigkeit oder seichter Wizelei entwickelte sich in ihr die kostbarste Eigenheit germanischer Stämme, der Humor. Gewiß, der Reineke Fuchs ist keine Sittenschule, aber er ist mehr, er ist ein Spiegel des Lebens, und mit lächelnder Wehmut blicken wir auf das Schauspiel, das die wohlbekanntesten Gestalten mit komischem Ernst vor uns aufführen. So zeigt uns das deutsche Tierepos den sonnigen Weg, der aus den Plagen und kleinen Sorgen des Lebens hinausführt in das Land freundlicher Phantasie. Indem aber Goethe dem herrlichen Stoffe die edelste Form gab, verlieh er ihm Dauer, so lange noch die deutsche Sprache auf der Erde erklingen wird. Ungleich ist somit das Schicksal der äsopischen Fabel und der germanischen Dichtung im deutschen Lande, aber es kann uns von neuem die alte Wahrheit bestätigen: die besten und edelsten Früchte erwachsen nur auf dem Boden der Heimat.

